

Wohnungslose von der Straße lesen.
2,40 Euro, davon 1,20 Euro für den/die VerkäuferIn

[soziales/politik/wirtschaft/kunst/kultur](#) [fiftyfifty.de](#)

CORONA
MEIDEN: **JA**

OBDACHLOSE
MEIDEN: **NEIN**

Kultur in Quarantäne

„Jetzt steht Armut auf dem Spielplan“ - von Bettina Kenter-Götte

Liebe Leserinnen und Leser,

25
Jahre



Hubert Ostendorf ist Gründer und Geschäftsführer von *fiftyfifty*, hier mit der neuen Corona-Schutzmaske für die Verkäuferinnen und Verkäufer dieser Zeitung. Diese erhalten nach und nach alle. So wird die Begegnung nicht zu einem Risiko.
Foto: Mona Monsieur

am Anfang war das Wort – auch bei uns. *fiftyfifty* ist 25 Jahre alt geworden. 1995 ist unsere erste Straßenzeitung für Obdachlose erschienen. Leider ist unser Geburtstag im letzten Monat der Corona-Krise zum Opfer gefallen, wird aber nachgeholt. Durch *fiftyfifty* ist eine Welle der Solidarität für obdachlose Menschen entstanden. Zugleich haben wir mit Unterstützung von Spender*innen viele Hilfsangebote für die Ärmsten der Armen an der Start gebracht: *Underdog* – unsere tiermedizinische rollende Praxis für die erkrankten Hunde der Obdachlosen, den *gutenachtbus* (zusammen mit der franziskanischen Initiative vision:teilen), *east west* – die Beratung und Unterstützung für Armutsmigrant*innen aus Osteuropa ... und, ganz wichtig, Housing First sowie den Housing-First-Fonds, womit wir zusammen mit anderen Trägern in ganz NRW in weniger als vier Jahren etwa 100 Wohnungen für Obdachlose ohne jede Chance kaufen konnten. Dass Housing First tatsächlich funktioniert, haben wir unter Beweis gestellt. Wenn flächendeckend die politische Unterstützung da wäre, könnte Deutschland die Obdachlosigkeit, nach NRW-Sozialminister Laumann „die größte soziale Katastrophe nach dem Hunger“, sogar weitestgehend abschaffen, so wie dies in Finnland bereits beispielhaft geschehen ist. In einer Doku-Serie bei VOX, die Millionen von Menschen zu Tränen gerührt hat, konnte *fiftyfifty* zeigen, welche Wunder Housing First bewirken kann, dass eine Wohnung sogar Leben rettet. Doch nun gilt es zunächst einmal, die für Obdachlose katastrophalen Folgen der Corona-Krise zu überwinden. Zum Beispiel einen von uns geschaffenen Ersatz für die geschlossenen Ausgabestellen der Tafel aufrechtzuerhalten. Bitte helfen Sie uns bei der Finanzierung unserer Aufgaben durch eine Spende, sofern es Ihnen möglich ist. Spenden Sie bitte auf das nebenstehende Konto oder online unter *fiftyfifty.de*. Und: Bitte kaufen Sie weiterhin diese Zeitung – insbesondere jetzt, da viele Menschen aus Angst vor einer Infektion den Obdachlosen aus dem Weg gehen. Dabei haben wie alle unsere Verkäufer*innen mit Schutzmasken und Handschuhen ausgestattet. Der Kauf dieser Zeitung ist also ohne Risiko. Und: Ohne das Straßenmagazin *fiftyfifty* könnten wir all unsere Projekte gar nicht realisieren. Die Zeitung *fiftyfifty* war nicht nur der Anfang von allem vor 25 Jahren, sondern ist auch die Basis für praktizierte Solidarität.

In diesem Sinne, herzlichst, Ihr

Hubert Ostendorf

Wir danken allen sehr herzlich, die die Projekte von *fiftyfifty* unterstützen und unterstützt haben. Unser Spendenkonto lautet:
Asphalt e.V.,
IBAN: DE 3536 0100 4305 3966 1431
BIC: PBNKDEFF

Schüler*innen der Lore Lorentz-Schule Düsseldorf, Jahrgangsstufe 11, haben für *fiftyfifty* Postkarten gestaltet – darunter dieses Motiv von Alina Sieler. Alle 23 unter www.fiftyfifty-galerie.de/archiv.



Im Namen der Forschung

HELENE BOCKHORST
im zakk Düsseldorf.
fiftyfifty verlost
**3 x 2 Tickets für einen
Termin nach Corona**

E-Mail schreiben an:
info@fiftyfifty-galerie.de

Helene Bockhorsts Poetry-Slam Video „Unfreiwillige Jungfräulichkeit“ wurde zum viralen Hit auf Facebook und YouTube mit über fünf Millionen Klicks. Foto: Julia Jahn

Ich habe irgendeinen Scheiß mit Medien studiert und kam irgendwann auf die Idee, Online Dating wäre doch ein gutes Thema für meine Bachelorarbeit. Mir schwebte auch schon ein flippiger Titel vor: „Per Klick zum Fick. Eine empirische Analyse des Balzverhaltens der Digital Natives“. Natürlich musste ich mich zunächst einmal selbst in einem experimentellen Rahmen auf den Forschungsgegenstand einlassen, um erste Fragestellungen zu entwickeln. Ich saß also um 3 Uhr morgens im Schlafanzug zwischen leeren Pizakartons und legte unter lateinischem Pflanzennamen ein Profil auf OkCupid an. Latein suggeriert Bildung und Niveau, dachte ich mir, damit spreche ich eine bestimmte Zielgruppe an. In den nächsten Monaten sollte ich diese Annahme revidieren müssen. Jeder zweite Mann wählte den bescheuerten Pflanzennamen als Aufhänger und versuchte ergoogelte Fakten dieser elenden Pflanze in einen Zusammenhang mit mir zu bringen: „Hey, hier steht, das anspruchslose Gewächs kommt erst spät zur Blüte. Bist du auch so ein Spätzünder?“ Nichtsdestotrotz stellte sich Online Dating im weiteren Verlauf meiner Datenerhebung als durchaus angenehm heraus. Denn ganz ehrlich, alles ist angenehmer als Männer zu treffen, die irgendwer im richtigen Leben über zwei Ecken kennt und gaaanz nett findet. Ich hasse Dates mit Leuten, die einem von wohlmeinenden Pärchenfreunden „empfohlen“ werden. [...] Im Internet ist das alles viel zwang-

loser und außerdem sind die Männer irgendwie heißer als im richtigen Leben. Anfangs wunderte ich mich noch über die deutliche Überrepräsentanz von Berufsgruppen und Sportarten, die nach konventionalen Maßstäben als attraktiv gelten. Positiv fällt mir allerdings auf, dass im Internet so ziemlich jeder Mann größer ist als ich. Im richtigen Leben ist das häufig anders. Interessante Korrelation. Fragt sich nur, ob die Internetnutzung die Körpergröße erhöht oder ob Menschen, die wenig im Internet sind, mit der Zeit immer kleiner werden. Anfangs machte ich noch den Fehler, tagelang mit den Leuten zu schreiben, bevor ich sie das erste Mal treffe. Einmal bin ich mir ganz sicher gewesen, meinen Traummann gefunden zu haben. Er schreibt so kluge charmante Sachen. Er sieht hinreißend aus und ist nur ein paar Jahre älter als ich. Wir schreiben uns lange Nachrichten, telefonieren und chatten nächtelang. Irgendwann sehe ich durch Zufall, dass sein Profilfoto ein Ausschnitt aus der Werbung eines bekannten Unterwäscheherstellers ist. Oh krass, denke ich, modeln tut er auch noch. Einige Wochen später stehe ich fassungslos vor einem Mann, der aussieht wie ein Teller Erbsensuppe. Er ist mindestens doppelt so alt wie ich, er trägt Sandalen und beim Anblick seiner gelben verwelkten Opafüße vergeht mir alles. [...] **ff**

aus: www.youtube.com/watch?v=ZHVP2GZf30M

Helene Bockhorst

... geboren 1987 in Hamburg-Harburg ist eine Kabarettistin, Poetry-Slammerin und Autorin. 2014 schloss sie ihr Studium der Journalistik und Kommunikationswissenschaft an der Universität Hamburg ab. Im April 2017 begann sie, bei Comedy-Shows aufzutreten; zum Ende des Jahres 2017 kündigte sie ihren Arbeitsvertrag, um sich hauptberuflich ihren Auftritten zu widmen. 2018 bekam sie den Hamburger Comedy Pokal. Seit Oktober 2018 ist sie mit ihrem ersten abendfüllenden Soloprogramm „Die fabelhafte Welt der Therapie“ auf Tour.



Mein Schlüssel hat das Haus verloren

Fast 23 Jahre lang, bis zu ihrem Tod am 3. Januar 1988, lebte die Lyrikerin **Rose Ausländer** in Düsseldorf. Genauer: sie war da gemeldet. Denn wer sich auf ihre Spuren begibt, muss erstaunt zur Kenntnis nehmen, dass sie nicht wirklich hier wohnte. Zumindest nie in einer eigenen Wohnung.

„Ich im Niemandsland“: Rose Ausländer im Nelly-Sachs-Haus, Düsseldorf. Foto: stefan moses @ stefan moses archiv

Rose Ausländers erste Adresse in Düsseldorf war eine Pension hinter dem Bahndamm, in der Nähe vom Mintropplatz. Das war auch damals keine schöne Gegend, aber der Emigrantin kam es nicht darauf an. Die Nähe zum Bahnhof schien ihr gelegen, denn sie war viel unterwegs und stets auf dem Sprung an andere Orte. Wie der Kenner und Herausgeber ihrer Werke Helmut Braun feststellte, war die Dichterin damals nur etwa drei Monate pro Jahr tatsächlich in Düsseldorf anwesend.

Dass sie 1965, nach langen Jahren in den USA, hier landete, lag an Empfehlungen von jüdischen Freunden, die sie noch aus ihrer Heimatstadt Czernowitz kannte, und die mit ihr dort den Holocaust überlebt hatten. Ende 1966 wurde Rose Ausländer endlich - nach sechsjährigen Bemühungen - als Verfolgte des Naziregimes anerkannt. Finanziell ging es ihr nun gut, zusammen mit der Altersrente aus den USA hätte sie sich eine Wohnung leisten können, aber die Dichterin konnte sich nicht dafür entscheiden. Sie konnte sich für gar keinen Ort entscheiden. Einmal überlegte sie, nach München zu ziehen, denn „... ich habe diese lebendige, anregende Stadt liebgewonnen und möchte gern meine Heimatlosigkeit hin verlegen.“

Ihre Heimatlosigkeit, das wusste sie, würde sie überall hin begleiten. Ähnlich wie auch bei vielen heutigen Wohnungslosen liegen die Gründe für diese innere Obdachlosigkeit in ihren tragischen Lebenserfahrungen. Rose Ausländer wurde als Österreicherin in Czernowitz in der Bukowina geboren (wie ihr

Langeweile

Langeweile
was ist das

Du siehst
Menschen
Bäume Himmel
hörst Worte Lieder
du bewunderst
ein Bild ein Gedicht
erkenntst
dass alles sich bewegt
und du bewegt wirst
ein Fünkchen Leben
aus der Lebensflamme

Wie
kann es
langweilig sein

aus: *Rose Ausländer, Im Atemhaus
wohnen. Gedichte, Fischer Taschenbuch
Verlag 1987*

Ort, in dem sich Rose Ausländer zuhause fühlte: In der deutschen Sprache. In einem Gedicht, das 1965 publiziert wurde, schrieb sie: „Ich / im Niemandsland / baue Luftschlösser / aus Papier“. In diesem Niemandsland waren auch ihre Freunde zuhause: „Wir wohnen Wort an Wort“. Wie existenziell wichtig das Schreiben für sie war, zeigt der Vers: „Heute / hat ein Gedicht / mich wieder erschaffen“.

Langsam wurde Rose Ausländer als Dichterin in Deutschland bekannt. 1966 wurde ihr der Silberne Heine-Taler des Verlags Hoffmann & Campe verliehen, ein Jahr später der Droste-Preis der Stadt Meersburg. Auch im Rheinland fand sie Anschluss an die literarischen Kreise. Das zeigt ihr Auftritt in der Auferstehungskirche in Düsseldorf im Mai 1971. Die evangelische Gemeinde lud an dem Abend fünf Lyriker mit drei Jazzmusikern zusammen ein. Es war ein Experiment - und ein großer Erfolg.

Dann wurde Rose Ausländer doch noch sesshaft, aber anders als gedacht. 1971 wurde ihr der Bezug einer öffentlich geförderten Wohnung genehmigt, sogar im schönen Oberkassel. Das Haus war allerdings noch nicht gebaut, und als es ein Jahr später bezugsfertig war, lag Rose Ausländer nach einem Unfall im Krankenhaus. Freunde trugen ihre gesamte Habe in einigen Koffern in die Einzimmerwohnung. Aber vom Krankenhaus zog Rose Ausländer in die Pflagestation des Nelly-Sachs-Hauses, des „Elternheims“ der jüdischen Gemeinde. Noch dachte sie, es sei vorübergehend, aber eine Reihe von Krankheiten schwächte sie derart, dass sie im Herbst 1973 ihre Wohnung, die sie nie betreten hatte, kündigte. Von da an bis zu ihrem Tod im Januar 1988 blieb sie im Nelly-Sachs-Haus. Sie lebte vom Dichten und für das Dichten; sie trotzte ihrem kranken Körper noch viele Jahre Leben und viele Gedichte ab, und auf Nachfrage sagte sie: „Ich lebe gern“.

Der Blick aus ihrem Fenster ging auf eine Pappelreihe am Nordpark. Ein Blick, der sie freute, denn er erinnerte sie an Czernowitz. Und langweilig war es ihr nie... **ff** *Eva Pfister*

Dichterkollege Paul Celan, s. S. 22), emigrierte schon als Zwanzigjährige aus wirtschaftlichen Gründen in die USA, kehrte zurück in die mittlerweile rumänisch gewordene Stadt und überlebte dort in einem Kellerversteck den Holocaust.

In den Texten der Lyrikerin finden sich viele Spuren dieses traumatischen Heimatverlustes: „Mein Schlüssel / hat das Haus verloren / Ich gehe von Haus zu Haus / keines passt...“ Ein Gedicht beginnt mit: „Die zerstörte / Heimat...“, in einem heißt es: „im Atemhaus wohnen“. Es gab nur einen

zwischenruf

von olaf class

Im Land der Sportschützen

Ihnen geht's nicht gut, keine Frau will was von Ihnen, Sie hassen Ausländer, wollen ganze Völker auslöschen und gleich mal in der eigenen Stadt mit der ethnischen Säuberung anfangen? Sie brauchen nur noch eine Waffe? Kein Problem: Treten Sie in einen Sportschützenverein ein! Jetzt ein Jahr lang trainieren. Handwerk will gelernt sein. Danach können sie ein Bedürfnis nachweisen, dass Sie eine Waffe kaufen wollen. Noch ein paar Tests, dann gibt es für Sie die Waffenbesitzkarte. Die legen Sie Ihrem Waffenhändler beim Kauf vor. Und schon kann es losgehen mit der Säuberung in Deutschland. Für manche ist der Weg zum Einsatz natürlich viel kürzer: Sie sind nämlich bereits Sportschützen. So wie es der fanatische Massenmörder von Hanau war, Tobias R., der sich seine Opfer gezielt unter den deutsch-türkischen Besuchern einer Shisha-Bar und eines Cafés aussuchte. Er fand sie nicht „reinrassig und wertvoll“ und begeisterte sich für eine „Halbierung der Bevölkerungszahl“ Deutschlands. Wie leicht bekommt man hier eigentlich einen Waffenschein? Gibt es bei der Eignungsprüfung Extrapunkte für besonders kranke Ansichten? Oder besteht man automatisch, wenn man sieben Jahre Betriebswirtschaftslehre in Bayreuth studiert hat? (Mit Verlaub, die Bayreuther Betriebswirtschaftslehre sollte durchaus mal ihren Anteil am Fall Tobias R. hinterfragen.)

Der rechtsextreme Mörder des Kasseler Regierungspräsidenten Walter Lübcke war gleichfalls Mitglied eines Schützenvereins. Ebenso der Mann, der in Wächtersbach aus

dem Auto auf einen Eritreer schoss. Letzterer Täter besaß sechs Waffen, „war aber den Behörden nie negativ aufgefallen.“ Genau das ist der Normalfall: Da fällt einer nicht auf, und wenn er dann auffällt, ist es zu spät, jemand ist schon tot und der Täter war Sportschütze, oder die Tatwaffe stammte von einem solchen. Das passiert alle paar Monate. In den Meldungen steht dann z. B., dass eine 56-Jährige von ihrem Ehemann mit einem Schuss in den Kopf getötet wurde. „Wie der ehemalige Jäger und Sportschütze vor Gericht sagte, habe er fünf Waffen besessen“ Oder ein extremistischer „Reichsbürger“ erschießt bei einer Razzia einen Polizisten. „Über mindestens 30 Kurz- und Langwaffen verfügte Wolfgang P. als sogenannter Sportschütze.“ Man kann Stunden mit der Lektüre solcher Meldungen verbringen. Der Journalist Roman Grafe sammelt sie auf der Seite *sportmordwaffen.de* Nach Grafes Zählung sind seit 1990 über 250 Menschen mit Waffen von Sportschützen getötet worden. Da sieht selbst die RAF alt aus. Über 5 Millionen Waffen sind legal im Umlauf. Die Uhr tickt weiter.



Neulich beim Waffenhändler. Foto: Hauschild

Jetzt steht Armut auf dem Spielplan

Chancen

Schon immer war der Boden, auf dem sich Kulturschaffende bewegten, sehr dünn. Der ganz überwiegende Teil lebt in prekären Verhältnissen. Laut einer Studie der von Maria und Elisabeth Furtwängler gegründeten MaLisa-Stiftung können z. B. nur zwei Prozent der Schauspielenden dauerhaft von ihrem Beruf leben. Besonders betroffen sind Frauen. Nun hat Corona das Kulturleben völlig lahmgelegt. Über 80.000 Veranstaltungen wurden bislang bundesweit abgesagt. Kunst und Kultur gelten als verzichtbar, als nicht „systemrelevant“.

Von Bettina Kenter-Götte

A

Armut gab es schon immer in der Branche der Hofnarren und Gauklerinnen, vor allem bei den Frauen; das wusste ich schon als Kind. Mein Vater, Jahrgang 1896, war Regisseur und Schauspielpädagoge, 1972 bekam er das Bundesverdienstkreuz 1. Klasse. Meine Mutter hatte das Schauspielen bei Eheschließung aufgegeben, das Familienmanagement übernommen und klebte monatlich, klug und emanzipiert, „freiwillige Rentenmarken“. Wenn wieder mal so ein Brief gekommen war, besprachen meine Eltern das bei einer Teestunde im Arbeitszimmer meines Vaters, doch mir blieb nicht verborgen, dass die berühmte Schauspielerin XY, die nicht mehr jung, aber längst noch nicht alt war, nichts mehr zu tun hatte. Vor allem Frauen fragten verzweifelt bei meinem Vater (damals Oberspielleiter u.a. in Essen) an, ob er nicht „etwas für sie tun“ könne.

Wer Arbeit hatte, schuftete, oft bis zum Grab. Und so war es für mich ebenso normal, dass auch 80-jährige noch auf der Bühne standen, und ich vermutete, dass Vaters Freund Willy Birgel nur zum Spaß noch auf der Bühne stand, obwohl er schon fast taub war. Wie dünn der Boden auch bei uns war, haben ich nur vage gespürt, als mein Vater plötzlich so schwer erkrankte, dass er nicht arbeiten konnte; ein einziges Mal, so lange ich ihn kannte. Bei seiner letzten Inszenierung war er fast 80 und fast blind, und seine Rente war so gering, dass schließlich nur ein hart erkämpfter „Ehrensold“ und die mütterlichen Rentenmärkchen die elterliche Existenz sicherten.

Ich stand früh auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Wer Anfang der 70er Jahre talentiert und fleißig war, hatte gut zu tun. Ich war blutjung. Ich wollte spielen. Ich brauchte keine Feiertage, keinen Urlaub, keine geregelten Arbeitszeiten, keine 40-Stunden-Woche. Ich spielte. Theater in Italien. Festengagements und Gastspiele in Deutschland. Fernsehen, damals gut bezahlt. TV-Serie in Australien.

Von sexuellen Übergriffen blieb ich weitgehend verschont, mit Glück und wohl auch wegen meiner Naivität. Regisseure, vor denen ich gewarnt wurde, habe ich gemieden, aber Kussattacken, anzügliche Bemerkungen und Körpervermessungskommentare waren nicht ungewöhnlich und galten als normal. Als ich 17 war, empfang

Tausende von SchauspielerInnen stehen vor dem Nichts



Bettina Kenter-Götte
als „Stumme Katrin“
in Brechts „Mutter Courage“.
Foto: Luzerner Theater

Viele Kolleginnen (nicht nur junge) nehmen auch Null-Euro-Verträge an, nur um im Geschäft zu bleiben

Aufgrund der bundesweiten Kontaktsperre bleiben die Veranstaltungssäle leer.
Foto: pixabay



mich ein namhafter Regisseur, etwa 50 Jahre älter, im Hotelzimmer im Schlafanzug. (Das Hotelzimmer war ein durchaus üblicher Vorsprechort; die Herren waren ja viel auf Reisen). Er zeigte mir sein Schlafzimmer, trank dann aber doch nur ganz brav mit mir Tee. Ähnlicher Vorfall ein Jahr später auf der Schauspielschule; auch da kam ich heil davon. Wäre ich vergewaltigt worden, wäre passiert? Nichts. Mit 19, Anfängerin: ähnlicher Vorfall, ich widersetzte mich; durfte aber „trotzdem“ spielen. Mit 20, die erste große Fernsehrolle mit viel Prominenz: Schon im Vorfeld verweigerte ich den im Vertrag geforderten (dramaturgisch anlasslosen) barbusigen Auftritt, obwohl mein Agent mit den Augen rollte. Ich wurde nicht umbesetzt, bekam ein explizit hässliches Kostüm - und bei dem Sender jahrelang nichts mehr zu tun. Für Sexfilme (damals ein Hauptwerk der deutschen Filmindustrie und beliebte Karriereleiter) wurde ich dann erst gar nicht angefragt. Juhu. Ich glaubte immer noch an Inhalte und an die Macht von Talent und Fleiß; allerdings nur bis zur Geburt meiner Tochter. Wie so viele andere Mütter war ich, ohne Mann, ohne Elterngeld, ohne sonstwas, drei Jahre auf die damalige Sozialhilfe angewiesen. Krippen gab es nicht; sie hätten mir in dem Beruf auch nichts genützt. Als ich mich 1984 nach der Babypause wieder beim Fernsehen vorstellte, sagte der Entscheidungsbefugte: „Wie alt? 33? Naja, das geht ja grad' noch, mit 35 kommen schon die harten Züge, und mit 40 kann man Frauen eh nicht mehr zeigen.“

Und das Publikum? Berufsfremde? Fans? Illustrierten-Fans? Waren alle schon immer ahnungslos; sind es bis heute; lesen von Promi-Gagen und rechnen die TV-Tagesgage auf 365 Tage im Jahr hoch, wo doch schon zehn Drehtage pro Jahr ein seltenes Glück sind - und im Übrigen mindestens zehn Arbeitswochen bedeuten. Durchschnittlich 1400 Euro brutto monatlich verdienen die Gaukler und Hofnarrinnen. Wofür?

„Und was machen Sie tagsüber so?“ Ein von dieser immer wiederkehrenden Frage genervter Kollege antwortete: „Tagsüber bin ich Hirnchirurg in Großhadern.“ Hat man ihm geglaubt. Tja, was machen wir tagsüber so? Besser gesagt: Was haben wir tagsüber so gemacht, vor Corona?

Recherchieren. Aufträge an Land ziehen. An der eigenen Vermarktung arbeiten. Webseiten aufpeppen mit teuren Fotos, aktuellem Videomaterial und Sprachproben. Texte lernen. Gesangs-, Sprech-, Tanzunterricht nehmen. Bewerbungen schreiben. Kontakte pflegen. Vorsprechen. Zu Castings, Drehs und Gastspielen reisen. Filme und Vorstellungen besuchen, Fernseh- und Internetproduktionen ansehen, um auf dem Laufenden zu sein. Auf der Probephase stehen. Den Familienalltag organisieren, für Schauspielerinnen eine tägliche Mammutaufgabe; 60 Prozent sind kinderlos.

Und abends wird gespielt. Wurde gespielt. Mit Erkältung. Mit Bronchitis. Heiser, wenn die Stimme noch irgendwas hergibt. Mit Fieber. Mit fieberndem Kleinkind auf einem Kleiderhaufen in der Theatergarderobe. Einen Tag nach der Abtreibung (die auf den spielfreien Montag gelegt wurde) und am Abend nach dem Tod der Mutter, des Vaters, des Mannes. The show must go on. Keine Vorstellung? Kein Geld. Für niemanden. Während einer dreimonatigen Winterproduktion erwischt(e) es der Reihe nach alle, die da auf Tuchfühlung arbeiten.

Schon lange vor „Corona“ war es nicht leicht, als Schauspielerin über die Runden zu kommen. Zuschüsse (z.B. für Vorsprechreisen) und Sozialleistungen gestrichen, Arbeitsbedingungen schlecht, Arbeitszeiten exorbitant, Freizeit, Weihnachts- und Urlaubsgeld gibt's nicht, Auftragslücken bedeuten Vorsprechreisen oder Nebenjob. Gagen niedrig, die der Frauen miserabel, Gender Pay Gap auch hier. Wer aufmuckt, bekommt keine Aufträge mehr. Beschäftigungslücken sind berufstypisch; auch bei Gutbeschäftig-

ten. Selbst bei Promis reichen die Renten selten zum Leben, schon gar nicht die der Frauen. „Aber die war doch in einem Jahr mindestens zehnmal im Fernsehen!“ Ja, aber vielleicht waren neun der Sendungen ja Wiederholungen, seit langem schon nicht mehr bezahlt.

Solange die Mieten noch erschwinglich waren, als die 100-qm-Wohnung am Gärtnerplatz „inklusive Nebenkosten“ noch 350 Euro kostete, ging's irgendwie. 1975 war das. Lange her. Kaum ein Privattheater zahlt Probengeld; das können die sich nicht leisten. Versichern muss man sich selbst, die Abendgagen liegen zwischen 20 und 80 Euro brutto, bei drei bis maximal sechs Vorstellungen pro Woche, für den Krankheitsfall kann da niemand vorsorgen, Anspruch auf Krankengeld besteht oft nicht. Aber viele Kolleginnen (nicht nur junge) nehmen auch Null-Euro-Verträge an, nur um im Geschäft zu bleiben. Anspruch auf „Arbeitslosengeld“ können die wenigsten erwerben, Berufsunfähigkeit zu versichern ist unmöglich, die Künstlersozialkasse nimmt längst nicht alle „Freien“ auf, keine „Weisungsgebundenen“, „unständig“ beschäftigte Synchronschauspieler schon gar nicht. Das Schauspiel-Durchschnittseinkommen liegt bei rund 1400 Euro brutto. Das Frauenbild im Kino und TV hat sich seit 1975 kaum geändert, wie eine von Maria Furtwängler in Auftrag gegebene Studie gezeigt hat. Die Rollen? Junge Frau (oft halbnackt, nackt, Sexszenen). Mutter (oft zickig, unfähig, tot oder todkrank). Gewaltopfer (meist weiblich). Und manchmal eine Frau in leitender Position - als böse Intrigantin. Auch die xte Kommissarin ist meist prominent besetzt. Ab 60 verschwinden wir vom Bildschirm: Da kommt auf zehn Männerrollen gerade mal noch eine Frauenrolle. Aber schon ab 50 bleiben uns meist nur lächerliche Alt-Trullas, Demente, Inkontinente und Moribunde. Nur vor Busenfrei-Offerten sind wir wohl nie gefeit. Nicht lange her, da erhielt ich zwei einschlägige Angebote. Hier eines davon. Rollenprofil: Hauswirtin ü60, verführt ihren jungen Mitbewohner (Sexszene, busenfrei). Ich lehne ab. „Aber Sie sind doch Schauspielerin, da kann man sich das doch nicht aussuchen!“

Und nun Corona. Haben wir uns nicht ausgesucht. Tausende von SchauspielerInnen stehen vor dem Nichts; haben keine Möglichkeit mehr, auch nur einen Cent zu verdienen, denn auch die Nebenjobs fallen weg, Bettenmachen im Hotel, Workshops, Unterrichten, Kellnern. Nun zeigt sich, was so lange so sorgsam versteckt wurde. Dass die meisten kaum für sechs Wochen Rücklagen haben. Dass viele schon jetzt nicht mehr wissen, wie sie die nächste Miete zahlen sollen. „Soforthilfe“, zumindest in Bayern, ja. Aber wie lange reicht die? Und wie lange wird „Corona“ dauern? Und wie viele Theater, Kleintheater, Filmproduktionen und Synchronstudios wird es nach Corona noch geben? Schon immer war der Boden, auf dem wir „Freien“ uns bewegen, dünn. Nun ist die kollektive Katastrophe da. Und sie trifft, wie immer und überall, die Frauen am härtesten.

Dass sich die Coronakrise jetzt so verheerend auf die (Solo-) Selbstständigen und „Unständigen“ auswirkt, liegt auch an der langjährigen Entsozialisierung der Branche; liegt auch an der Agenda 2010 mit ihrem Herz(los)stück „Hartz IV“. Anspruch auf „Arbeitslosengeld“ konnte kaum jemals jemand von uns erwerben. Doch bis 2004 gab es die „Arbeitslosenhilfe“. Damit konnten wir berufliche und gesundheitliche Krisen einigermaßen überstehen. Mit „Hartz IV“ wurde die Arbeitslosenhilfe abgeschafft. Seitdem bleibt den Vogelfreien nur noch Arbeitslosengeld II, kurz ALG II, besser bekannt als „Hartz IV“. Wer damit in Verbindung gebracht wird, ist z.B.

Zur Zeit nicht „systemrelevant“: die Musen, Schutzgöttinnen der Künste, wie hier Terpsichore, die Muse des Tanzes und der Chorlyrik (römische Marmorstatue aus dem 2. Jahrhundert).

Foto: Wikipedia



Bettina Kenter-Götte

geb. 1951, aufgewachsen in einer Theaterfamilie, begann ihren Weg als Schauspielerin am Piccolo Teatro Mailand, spielte in einer TV-Serie in Australien und stand auch in Afrika auf der Bühne, am Teatro Avenida, unter der Leitung von Henning Mankell. Später, als alleinerziehende Mutter, arbeitete sie v.a. als Synchronsprecherin, auch als Regisseurin und Autorin. Nach Jahrzehnten als Schauspielerin und Medienschaffende wurde sie krankheitsbedingt Bezieherin von Hartz IV. Danach war ihr Leben geprägt von Angst vor Sanktionen. Am eigenen Leib erfährt sie das absurde und menschenverachtende Hartz-IV-System als „Schreckenskammer der Gesellschaft“.

Als freie Autorin wurde sie mehrfach prämiert, u. a. 2011 mit dem Stuttgarter Autorenpreis für ihr Hartz-Grusical. Seit geraumer Zeit setzt sie sich für

die Enttabuisierung der Armut v. a. bei freien Bühnen- und Medienschaffenden ein. Ihr hartzkritisches Buch *Heart's Fear - Hartz IV - Geschichten von Armut und Ausgrenzung* (Verlag Neuer Weg, 2018) stieß auf großes Echo. Bettina Kenter-Götte hat eine erwachsene Tochter und und lebt mit ihrem Mann im Großraum München.



Foto: El Portrait

Wir brauchen auch ein #metoo der armutsbetroffenen Freien, vor allem der Frauen, damit klar wird, wie viele wie schwer betroffen sind.

bei Castern unten durch; zumindest war das bis zur Corona-Krise so, denn „Hartz IV“ war von Anfang an diskreditiert als Almosen für unwürdige Schwachmaten. Die „Arbeitslosenhilfe“ galt als Lohnersatzleistung. Die Leistung und die Grenzen für Hinzuverdienst und Rücklagen („Schonvermögen“) waren bedeutend höher als bei Hartz IV. Und vor allem: Es wurden Rentenbeiträge gezahlt. Dies ist nun nicht mehr der Fall. Seit 2011 gelten ALG-II-Bezugszeiten nicht mehr als Rentenanwartschaftszeiten. Das heißt: Wer mehrere Jahre auf Grundsicherung angewiesen ist, wird wohl auch in der Altersarmut landen.

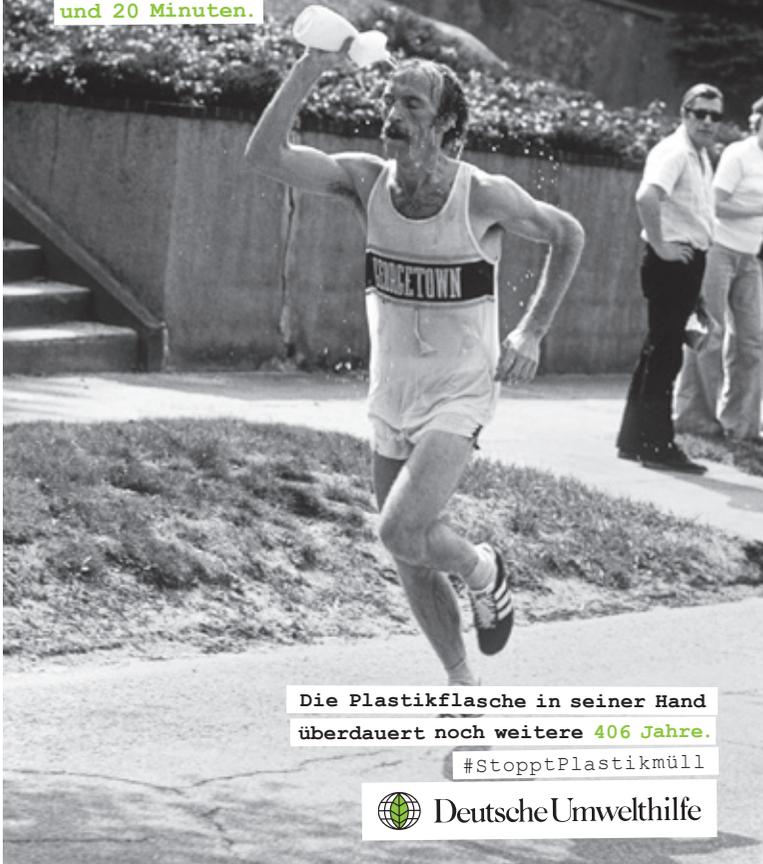
Zigtausende von uns werden demnächst einen „Antrag auf Grundsicherung“ stellen müssen. Der Antrag, mit Anlagen, umfasst oft mehr als 50 Seiten. Der monatliche Hartz-IV-Satz beträgt derzeit 432 Euro. Das Überlebensminimum darf bei Unbotmäßigkeit noch immer gekürzt werden; um maximal 30 Prozent. Dann bleiben 302,40 Euro. In meinem Landkreis müssen 9,9 Prozent der Betroffenen aus dem „Eckregelsatz“ noch 164 Euro für die Miete abzweigen, die als „nicht angemessen“ gilt (obwohl günstigere Wohnungen nicht zu finden sind). Da blieben dann noch 138,40 Euro im Monat zum Leben. Flaschensammeln? Geht nicht mehr. Und die Armentafel? Die Reste-Tische der Nation sind schon geschlossen. Zu gefährlich. Und Corona-Hamsterkäufe führten zu Spendenmangel. Laut der MaLisa-Studie der Kollegin Furtwängler konnten schon vor Corona nur ganze 2 Prozent der Schauspielenden dauerhaft von diesem Beruf leben. Nun gerät die bislang gut versteckte Armut zum GAU. Fünf Millionen Selbstständige, zwei Millionen Soloselbstständige in Deutschland, darunter viele aus dem künstlerischen Bereich, stehen vor dem Nichts.

Warum haben so viele in unserer Branche so lange geschwiegen? Zu groß war die (berechtigte!) Angst vor Image- und Jobverlust, vor dem Gang zum Jobcenter, vor unsinnigen „Maßnahmen“ und vor der mittelalterlichen Hungerstrafe namens „Sanktion“. Wer mitten im Beruf stand und Familie zu ernähren hatte, konnte es sich kaum leisten, den Mund aufmachen. Anderen war es wichtiger, das eigene Schäfchen ins Trockene zu bringen und den schönen Schein aufrecht zu erhalten. Roter Teppich, Bussibussi, Promi-Postie vorm Obdachlosenlager. Nur ein #metoo-Selfie vorm Jobcenter, das fand sich nicht auf Instagramm. Zu viele, die die Möglichkeit gehabt hätten zu sagen, wie katastrophal es für die meisten von uns schon lange war, haben geschwiegen – nicht nur zu sexuellen Übergriffen, sondern auch zu der seit langem grassierenden Armut.

Wir brauchen auch ein #metoo der armutsbetroffenen Freien, vor allem der Frauen, damit klar wird, wie viele wie schwer betroffen sind. „Das Schweigen ist ein Luxus, den wir uns nicht mehr leisten können“, sagte Roberto Saviano vor zwei Jahren in einem Aufruf an Intellektuelle und Kulturschaffende. Es wurde weiter geschwiegen; nicht nur in Italien. Nun hat die Coronakrise die Armut auf den Spielplan gesetzt. **ff**

19. April 1976:

Jack Fultz gewann den heißesten
Boston Marathon aller Zeiten.
Sein Lauf dauerte **2 Stunden**
und **20 Minuten.**



Die Plastikflasche in seiner Hand
überdauert noch weitere **406 Jahre.**

#StoppPlastikmüll



Deutsche Umwelthilfe



Deutscher
Mieterbund e.V.

BERATUNG UND
SCHUTZ IN
MIETANGELEGENHEITEN



Oststraße 47
Tel. 0211 16996-0

www.mieterverein-duesseldorf.de
info@mieterverein-duesseldorf.de

Heilpraktiker

(Psychotherapie)
Lebensberatung - Hypnose

Patrick Aerts

Zur Wassermühle 60
46509 Xanten

Tel.: +49 (0) 2801 - 3038
Mobil: +49 (0) 173 - 2510550



info@praxis-patrickaerts.de
www.praxis-patrickaerts.de

#BleibtZuhause?

Ja,

das geht aber nur, wenn man denn auch ein Zuhause hat!

Alle brauchen Schutz vor dem Corona-Virus.

Deshalb:

Freistehende Jugendherbergen und Hotels für Obdachlose
öffnen!



Obdachlose wohnen bei Amazon



Der Online-Riese Amazon lässt eine Notunterkunft für Obdachlose mit in seine Zentrale in Seattle einziehen – ein weltweit einmaliger Vorgang. Ist das Nachbarschaftshilfe in einer Stadt mit immensem Wohnraumproblem oder nur PR?

Von Gerd Schild

Der Kontrast könnte kaum größer sein für 275 Obdachlose in Seattle. Gerade leben sie noch direkt auf der Straße oder in provisorischen Unterkünften, bald werden sie Nachbarn eines der größten Unternehmen der Welt. Der Mega-Konzern Amazon eröffnet nun in seinem Hauptquartier auf acht Etagen und fast 6.000 Quadratmetern die Notunterkunft „Mary's Place Family Center“. Ziel ist es, wohnungslosen Familien eine sichere Basis zu bieten, von der aus sie möglichst schnell in reguläre Wohnung ziehen können.

Manche sehen die Zusammenarbeit der Hilfsorganisation Mary's Place mit dem Wirtschaftsgiganten Amazon als einen Pakt mit dem Teufel. Die Kritik an Amazon ist in Seattle so allgegenwärtig wie die Bewunderung für das Unternehmen. Marty Hartman, als Leiterin von Mary's Place für die neue Notunterkunft verantwortlich, lässt sich auf solche Bilder aber nicht ein. „Es ist ein Geschenk“, sagt sie. Etwa 100 Millionen Dollar gibt Amazon nach eigenen Angaben für das Projekt in den nächsten zehn Jahren aus.

Tim Harris arbeitet seit 25 Jahren mit Obdachlosen, hat damals das Straßenmagazin „Real Change“ gegründet. Sein Magazin wird über das Projekt nicht berichten. Warum? „Natürlich ist es eine gute Sache, dass Mary's Place den Menschen helfen kann.“

Aussicht aus dem neuen Mary's Place Family Center, einer Notunterkunft, auf Amazon-Bürotürme in Seattle.
Foto: Mitch Pittman/Amazon

Aber natürlich ist das auch einfach PR“, sagt Harris. Die letzte Dekade war für Seattle eine Zeit der Rekorde. Seattle ist die am schnellsten wachsende Großstadt der USA. Und nicht nur die Bevölkerung nimmt zu: Auch das mittlere Haushaltseinkommen stieg um 33.000 Dollar seit 2010 auf heute 93.500 Dollar. In dieser Zeit ist auch Amazon und dessen Macht in der Stadt enorm gewachsen. Die Zahl der Mitarbeitenden beträgt heute weit mehr als 50.000, das ist zehnmal mehr als vor zehn Jahren. Gleichzeitig belegt Amazon in Seattle mehr als ein Fünftel der gesamten Bürofläche der Stadt – beispiellos in US-Großstädten. Trotzdem hat Amazon einem Bericht des US-amerikanischen Instituts für Steuer- und Wirtschaftspolitik (ITEP) zufolge schon im zweiten Jahr in Folge keinen Cent an Bundessteuern zahlen müssen – bei einem US-Gewinn von 11,2 Milliarden Dollar im Jahr 2018.

Die Angst auf der Straße nimmt zu - und der Hass gegen Obdachlose

Während viele Menschen also immer besser verdienen, werden andere an den Rand gedrängt. Die Durchschnittsmiete in Seattle liegt mittlerweile bei 2.000 Dollar im Monat. Auch Menschen, die einer regulären Arbeit nachgehen, verlieren aufgrund der stetig steigenden Preise ihre Behausung. Gleichzeitig nimmt der Hass gegen Menschen zu, die auf der Straße leben. Mitarbeitende von Hilfsorganisationen berichten über Beschwerden aus der Bevölkerung: Es geht um Müll, um die Zelte in den Parks der Stadt, um die Angst vor Drogen. Und wohl auch um die Angst, selbst abzurutschen. Ein Mittel gegen die Angst: Abgrenzung gegenüber denen, die noch schwächer sind.

Den Menschen auf der Straße könnte besser geholfen werden, gäbe es nicht die Steuervermeidungspolitik großer Unternehmen wie Amazon. Zwischen 2009 und 2018 lag Amazons Bundessteuersatz bei etwa 3 Prozent, wie das Institut ITEP errechnet hat – und damit deutlich unter dem für den Zeitraum überwiegend geltenden Körperschaftssteuersatz von 35 Prozent. Möglich gemacht durch legale Steuerschlupflöcher. Das gesparte Geld stecken die Milliardäre lieber in eigene Hilfsprojekte. Amazons CEO Jeff Bezos gründete im Jahr 2018 mit seiner Frau MacKenzie, von der er mittlerweile getrennt ist, eine mit zwei Milliarden Dollar ausgestattete Stiftung, um wohnungslosen Familien zu helfen und Vorschulen zu schaffen.

Tatsächlich ist es zu einfach, allein dem schnellen Wachstum der Tech-Konzerne die Schuld an der Krise in Seattle zu geben. Im Großraum Seattle fehlen nach Angaben der Task Force für den Bezirk King County schätzungsweise 156.000 bezahlbare Wohnungen. Mehr als 90 Prozent der in den vergangenen Jahren gebauten Wohnungen fallen in die Rubrik Luxuswohnungen.

Um mehr Geld zur Verfügung zu haben für bezahlbaren Wohnraum und für Menschen auf der Straße, entwickelte der Stadtrat Seattles im Jahr 2018 die sogenannte „Head Tax“, eine Art Kopfsteuer. 275 Dollar pro Arbeitsplatz pro Jahr sollten Unternehmen zahlen, die mehr als 20 Millionen Dollar Umsatz pro Jahr machen. Der linksliberal dominierte Rat stimmte geschlossen für die Steuer, rund 50 Millionen Dollar pro Jahr sollte die Stadt damit zusätzlich einnehmen. Weniger als einen Monat später stimmte derselbe Rat dafür, dieselbe Kopfsteuer wieder aufzuheben. Was war passiert?

Die Unternehmen setzen die Stadt unter Druck - und kippen eine Steuer

Seattle gilt als eine der fortschrittlichsten Städte der USA. Hier gab es etwa früh viel Zuspruch für einen Mindestlohn von 15 Dollar. Doch die neue Steuer ging den wirtschaftsnahen Kräften wohl zu weit. Dabei habe, so berichtet die progressive Stadträtin Teresa Mosqueda, Amazon die Einführung einer Kopfsteuer von 275 Dollar akzeptiert. Unmittelbar nach dem Ratsvotum kippte die Stimmung unter den Wirtschaftsvertretern der Stadt aber. Unternehmen machten Stimmung gegen die Steuer, Amazon stoppte in dieser Phase die Arbeiten an einem Büroturm in der Innenstadt von Seattle. Eine offene Drohung, das Wachstum in Seattle zu bremsen. Im Rathaus ging die Angst um, dass Amazon und andere Unternehmen mit einer großen Kampagne bei den nächsten Wahlen ihnen genehmere Politikerinnen und Politiker in den Rat drücken könnten.

Bis zur Affäre mit der Kopfsteuer hatte Amazon sich weitestgehend aus den Angelegenheiten der Stadt herausgehalten. Bei den Stadtratswahlen im November 2019 sah man bei Amazon aber – ganz wie von Ratsseite befürchtet – die Möglichkeit, den Stadtrat zu seinen Gunsten zu verändern. Bei der letzten Wahl hatte das Unternehmen 25.000 Dollar an die Wahlkampfkasse der Handelskammer gespendet, die wirtschaftsfreundliche Kandidierende unterstützt – dieses Mal waren es 1,4 Millionen Dollar. Amazon animierte seine Belegschaft, wählen zu gehen und wollte so wohl auch die Wiederwahl der linken Kandidatin Kshama Sawant verhindern, die einen Bezirk vertritt, in dem besonders viele Mitarbeitende von Amazon leben. Sawant steht für die Proteste gegen die Interessen der großen Unternehmen in der Stadt und für eine progressivere Politik. „Wir dürfen nicht zulassen, dass Jeff Bezos das Rathaus kauft“, sagte Sawant vor der Wahl. Sie hatte Erfolg: Sawant und mit ihr andere wirtschaftskritische Politikerinnen zogen wieder in den Stadtrat ein. Amazon hätte die Steuer übrigens nur einen niedrigen zweistelligen Millionenbetrag pro Jahr gekostet – weit weniger, als Bezos und seine Kollegen von Microsoft und Co heute freiwillig für Projekte rund um bezahlbares Wohnen geben.

Mitte Januar beschloss der Stadtrat von Seattle eine Verordnung, die Unternehmen, die sich zu mehr als 5 Prozent in ausländischem Besitz befinden, Spenden bei lokalen Wahlen untersagt. Der Beschluss scheint direkt auf Amazon zu zielen. Und im Februar haben die Stadt Seattle und der umliegende Bezirk King County eine neue Steuer für Unternehmen mit vielen gutverdienenden Mitarbeitern vorgestellt, um Wohnraum und Dienstleistungen für Obdachlose zu finanzieren. Die Bürgermeisterin von Seattle, Jenny Durkan, die sich für die Gesetzgebung einsetzt, schätzt, dass die Steuer jedes Jahr 121 Millionen Dollar einbringen würde. Anders als bei der Kopfsteuer von 2018 zeigten nun einige der wichtigsten Unternehmen in der Region, darunter Microsoft, Expedia und auch Amazon – ihre Unterstützung an. Kritiker des Big Business wie Kshama Sawant bleiben aber skeptisch und fordern weiter eine faire Besteuerung. Sawant versucht, besonders Amazon mit ihrer Kampagne „Tax Amazon 2020“ unter Druck zu setzen. Anfang März machten schon mehrere Hundert lautstarke Unterstützer bei Protestmärschen zur Amazon-Zentrale ihrem Unmut Luft. Das Jahr 2020, es könnte ein ungemütliches werden für Amazon in Seattle. **ff**

In den Straßen: Angst auf allen Seiten

Dass Obdachlose gefährlich sind, ist eine Irrmeinung, sagen Betroffene. Für nicht wenige auf der Straße sind es die sesshaften Bürger*innen, die zu fürchten sind. Muss die Öffentlichkeit Angst vor Obdachlosen haben? Die Straßenzeitschrift *Street Roots* aus Portland (Oregon) hat Verkäufer*innen des Magazins dazu befragt. *Von Helen Hill*

Foto: Paul Garaizar / Unsplash

Es ist wahrscheinlicher, dass Obdachlose Opfer von Übergriffen durch niedergelassene Bürger*innen werden als umgekehrt. So ein Ergebnis der aktuellen Studie *Homelessness - Myths and Facts* des Washingtoner Handelsministeriums. „Die Kriminalitätsrate allgemein ist bei Obdachlosen nicht höher als bei Menschen mit festem Wohnsitz. Von einer gesetzlichen Ausnahmeregelung abgesehen: Verordnungen gegen das Schlafen oder Campen im öffentlichen Raum. Menschen, die obdachlos sind, verstoßen zwangsläufig gegen solche Verordnungen, eben weil sie obdachlos sind“, so der Faktencheck der genannten Studie. Der Obdachlose und Poet Daniel Cox antwortete auf die Frage, ob man vor den Passanten Angst haben müsse, die an Menschen vorübergehen, die unter Zeltplanen leben. „Nicht wirklich“, antwortete er. Dan ist aber überzeugt, viele Menschen hätten Angst, sich mit der „Obdachlosen-Krankheit“ zu infizieren. „Diese Krankheit heißt Armut“, erklärt er. „Die soziale Gemeinschaft hat eine Verantwortung, so wie ich eine Verantwortung nicht nur für mich selbst habe, sondern auch für die Menschen um mich herum. Die Menschen da draußen reagieren mit Angst oder Gleichgültigkeit. Ich glaube, irgendwo in uns ist fest verdrahtet, das zu fürchten, was wir nicht verstehen.“ Für Verkäufer John Smith aus dem Osten der

Stadt hängt alles davon ab, wo man sich aufhält. „Ein Stigma, das mit Obdachlosigkeit einhergeht, ist: ‚Hüte dich vor denen‘“, sagt er. „Ich glaube schon, dass sich in gewissen Ecken der Stadt Obdachlose aufhalten, die gefährlich sind. Das sind Gegenden, die auch ich nicht betreten würde.“ DJ pflichtet ihm bei: „Manche Orte meide auch ich, wie die alte Greyhound-Busstation. Nachts sollte man dort nicht vorbeigehen. Nicht wenige Menschen aus der Mittel- und Oberschicht realisieren, wenn auch unterbewusst: ‚Das könnte ich sein‘. Möglicherweise haben sie Angst zu sehen, was auch ihnen passieren könnte. Vielleicht liege ich falsch, aber deswegen sage ich immer: ‚Hallo, wie geht es Ihnen?‘ Ich lasse sie damit wissen, das ist nicht das Ende der Welt. Ein Freund fragte mich einmal, ‚Warum sagst Du immer Hallo?‘ Er dachte ich wollte damit schnorren. Wenn man mir etwas gibt, sage ich nicht nein, aber ich sage ‚Hallo‘, weil ich die Leute wissen lassen möchte, wir sind immer noch Menschen, ich bin nicht weniger als irgendeiner von euch da draußen. Nicht weniger und nicht mehr. Aber viele Menschen schauen auf dich wie auf ein Tier, als wärest du im Zoo. Du weißt niemals wirklich, wen du vor dir hast.“ John weiter: „Ich wünschte, sie würden einsehen, dass es mehr Kriminelle und Mörder gibt, die im Berufsleben stehen und der Mittelschicht angehören als Menschen aus dem Obdachlosenmilieu. Ich habe in den letzten neun Jahren einige wirklich üble Leute getroffen, aber auch einige der nettesten und besten Menschen, die ich in meinem gan-

Angsträume obdachloser Menschen

Wir alle kennen solche Situationen: Das Unbehagen, das sich einstellt, wenn man abends durch eine dunkle Unterführung läuft. Oder nach Einbruch der Dunkelheit den Stadtpark quert, vorbei an einer Bank, auf der jemand sitzt. Wie aber mag es denjenigen gehen, deren Lebensmittelpunkt die Straße ist? Was sind ihre Angsträume? Unterscheiden sie sich von denen der Mehrheitsgesellschaft? Welche Szenarien, welche Akteure sind für sie bedrohlich? Ein **Forschungsprojekt** der **Hochschule Düsseldorf** und der **Bergischen Universität Wuppertal** in Kooperation mit **fiftyfifty** und dem Kulturzentrum **zakk** in Düsseldorf ist diesen Fragen nachgegangen - mit hochinteressanten Ergebnissen. Näheres unter: www.fiftyfifty-galerie.de/artikel/3816

„Sie halten uns Obdachlose für schmutzig.“

zen Leben kennengelernt habe. Menschen, die ich voll und ganz respektieren kann. Ich weiß, dass sie nichts von mir wollen, weil ich nichts habe. Alles, was ich für sie tun kann, ist ihnen ein Freund zu sein. Was ich gerne tue, ist zuhören. Ein offenes Ohr zu finden, ist das, was alle wünschen.“

Verkäufer Raven Drake äußerte sich ebenfalls zum Stigma der Obdachlosen: „Am Abend gehe ich an vielen Zelten vorbei und hatte niemals ein Problem. Es ist ähnlich wie bei den Nachrichten: bei allem, was positiv auf der Welt ist, konzentrieren sie sich das Negative. Die Vorstellung der Leute über uns ist, dass wir auf der Straße leben, weil wir Ärger machen und gewalttätig sind. Die meisten hier draußen versuchen einfach zu überleben und setzen alles daran, ihre Situation zu verbessern und wieder auf die Beine zu kommen. Wir sind hier nicht aus böser Absicht. Den meisten Leuten ist nicht klar, dass sie selbst nur einen Gehaltsscheck von unserer Situation entfernt sind.“

Viele Verkäufer*innen sind überzeugt, dass die Kluft zwischen Obdachlosen und Menschen mit Dach über dem Kopf größer geworden ist, weil sie nicht miteinander sprechen. „Alles, was man sieht, sind die zahlreichen Konflikte zwischen beiden Seiten“, sagt Chris Drake und erinnert sich an ein Gespräch mit einer Frau in der Stadtbahn. „Mir ging es nicht gut und die Frau erkundigte sich, ob ich einen schlechten Tag gehabt hätte. Ich sagte ihr, dass ich selbst obdachlos sei und gerade beobachtet habe, wie Obdachlose schikaniert worden wären, die an einem Fahrradunterstand unter einer Plane versucht hatten, dem Regen zu entgehen. Hasserfüllt wurde ihnen zugerufen: ‚Ihr dreckigen Penner; es wird Zeit, dass in Portland aufgeräumt wird!‘ Die Frau bemerkte, sie verstehe die Leute durchaus, in letzter Zeit passiere in Portland ja so allerhand.“

Mark Rodriguez lebt seit drei Jahren auf der Straße. Auch seiner Erfahrung nach gibt es Angst auf beiden Seiten. „Ich hatte letztes noch ein Gespräch darüber, wie Menschen sich von anderen distanzieren, die ihnen fremd sind, vor allem von Obdachlosen. Sie haben die wilde Vorstellung, dass Obdachlose sie angreifen und verletzen wollen. Obdachlose haben diese Vorstellung auch. Sie spüren, dass sie nicht gemocht werden und manche werfen Steine auf Menschen. Das gibt es auf beiden Seiten. Aber wie viele tun das? Vielleicht jeweils einer von hundert. Die anderen 99 auf beiden Seiten sind Menschen, die versuchen zu leben oder zu überleben.“

Auch Verkäuferin Dax ist überzeugt, dass niedergelassene Bürger*innen gefährlicher sind. „Sie wissen nicht, was es heißt, draußen zu leben, wenn es kalt ist und es friert. An ihren Häusern vorbeizugehen ist unsicher. Sie halten uns für schmutzig, sie können die Polizei rufen und dir viele Probleme bereiten. Auch, wenn sie nicht physisch gewalttätig werden, ihre Gedanken sind es.“ **ff**

Courtesy of Street Roots / INSP.ngo. Übersetzt (leicht gekürzt) von Hans Peter Heinrich

neulich

.....

Unter Hamstern

Montagvormittag, 2. März, in einem Düsseldorfer Supermarkt. Die Kunden drängen sich. Hier gibt es doch (noch) gar keine Corona-Infizierten, denke ich. Aber ich sehe: Die Leute hamstern. Oder sie versuchen es; es ist nämlich schon zu spät. Es gibt kein einziges Paket Nudeln mehr und keine einzige Dose Pastasauce. Außer zwei kleinen Gläsern mit Soja-Bolognese. Leere herrscht auch dort, wo sonst Suppen und Gemüsedosen stehen.

Mir fällt eine asiatische Mutter mit ihrer Tochter auf. Beide tragen einen Mundschutz. Sollte man das nicht nur dann tun, wenn man selbst infiziert ist? Das Mädchen vertreibt sich die Zeit damit, die Zucchini in Reih und Glied zu ordnen und fasst jede einzelne an! Oh weh – ich verzichte lieber darauf, mir eine zu nehmen.

Aber dann denke ich: Sie tragen den Mundschutz sicher nur, um sich selbst vor Ansteckung zu bewahren. Also keine Aufregung! Und dann treffe ich das Mädchen wieder im nächsten Gang. Jetzt trägt es den Mundschutz über den Augen und spielt Blinde Kuh. Warum nicht? Ein heiterer Fatalismus überkommt mich. Ich kehre zum Gemüseregal zurück. Es gibt heute doch Pasta mit Zucchini. Ein Paket Nudeln habe ich noch zu Hause.

eva pfister



Unter Hamstern.

Foto: aleksa3136 / Montage: Peter Lauer

Unterstützen Sie Kinder und Jugendliche auf ihrem Weg!

Frauen und Männer gesucht, die Düsseldorfer Kindern und Jugendlichen ehrenamtlich beim Lernen helfen und damit deren Chancen im Leben verbessern.

Zeiten nach Ihren Möglichkeiten, z.B. 1x wöchentlich 1 – 2 Stunden.

Wir beraten und begleiten Sie:

Ehrenamt beim SKFM Düsseldorf e.V.
Telefon 0211 – 46 96 186
Ulmenstr. 67 | 40476 Düsseldorf
ehrenamt@skfm-duesseldorf.de



silberberger.lorenz.towara

kanzlei für arbeitsrecht – düsseldorf

gewerkschaftlich orientiert – fachlich kompetent – engagiert

wir beraten und vertreten beschäftigte, betriebs-, personal-,
gesamtbetriebs-, konzernbetriebs- und eurobetriebsräte,
gewerkschaften und arbeitnehmervertreter im aufsichtsrat

unsere kooperationspartner:

münchen: seebacher.fleischmann.müller – www.sfm-arbeitsrecht.de

hamburg: gaidies heggemann & partner – www.gsp.de

grabenstraße 17 · 40213 düsseldorf · fon 0211 550 200

kanzlei@slt-arbeitsrecht.de · www.slt-arbeitsrecht.de

Dr. Uwe Silberberger | Dr. Frank Lorenz | Jörg Towara

Hauswirtschaftliche Dienstleistungen

Rufen Sie uns an.
Unsere Mitarbeiterinnen helfen Ihnen gern.

0211 1719342
oder info@casa-blanka.de

CasaBlanka.

Hier sieht Sie jeder.

Mit einer Anzeige in *fiftyfifty*
erreichen Sie **über 30.000**
Menschen und dokumentieren
soziales Engagement.

Tel. 0211. 9216284

Sie haben Bücher zu viel?

Wir kaufen jederzeit antiquarische Bücher, auch ganze Bibliotheken und Nachlässe, besonders aus den Bereichen Kunst, Literatur und Wissenschaft.

Wir kaufen auch Originalgrafik und Originalfotografie.

Antiquariat Lenzen
Münsterstraße 334
40470 Düsseldorf
www.antiquariat-lenzen.de

Tel: 0211 - 15 79 69 35
Fax: 0211 - 15 79 69 36
info@antiquariat-lenzen.de

Wärmespender

Mit freundlicher Unterstützung der Stadtwerke.

Die Region Düsseldorf ist nicht nur unser Versorgungsbereich – sie ist unsere Heimat. Deshalb engagieren wir uns für die Menschen vor Ort – ganz besonders auch für die schwachen. So greifen wir zahlreichen sozialen Einrichtungen unter die Arme. In der Hoffnung, ein wenig Halt in schweren Zeiten zu geben.

Mitten im Leben.

Stadtwerke
Düsseldorf





Julia von Lindern (*fiftyfifty*), Heinrich Labbert (SWD), Hubert Ostendorf (*fiftyfifty*) und Oberbürgermeister Thomas Geisel bei der Scheckübergabe. Foto: SWD

SWD-Geschäftsführer spendet 1.300 Euro für *fiftyfifty*

(ff). Gemeinsam mit Düsseldorfs Oberbürgermeister Thomas Geisel hat Dr. Heinrich Labbert, Geschäftsführer der SWD Städtischen Wohnungsgesellschaft Düsseldorf, einen Spendenscheck über 1.300 Euro in der *fiftyfifty*-Galerie überreicht. 650 Euro wurden von den Mitarbeiter*innen der SWD anlässlich einer Geburtstagsfeier von Labbert gesammelt. Dieser Betrag wurde von der SWD-Geschäftsführung verdoppelt. Oberbürgermeister Thomas Geisel, der auch Aufsichtsratsvorsitzender der SWD ist, sagte: „Die Schaffung und Bereitstellung von Wohnraum gehört zu den wichtigsten Aufgaben der Politik in Düsseldorf und die SWD spielt dabei eine entscheidende Rolle. Gerade die ärmsten Menschen in der Stadt stehen vor einer großen Herausforderung, wenn sie eine bezahlbare Wohnung suchen. Die SWD stellt Wohnraum auch für Menschen mit geringerem und mittlerem Einkommen bereit und schafft neuen. Das ist ihr Auftrag als städtisches Unternehmen und dabei vergisst sie auch die Obdachlosen nicht. ... Deshalb begrüße ich es ausdrücklich, dass die SWD das Engagement von *fiftyfifty* unterstützt.“ *fiftyfifty*-Geschäftsführer Hubert Ostendorf freut sich über die Unterstützung, denn: „Jeder Euro zählt. Die Spende ist für uns eine wichtige Hilfe.“

Möglichst kein Umwandeln von Miet- in Eigentumswohnungen

(ff). Auf Initiative des Düsseldorfer „Bündnis für bezahlbaren Wohnraum“, dem auch *fiftyfifty* angehört, fordern der Mieterverein Witten, der „Paritätische Düsseldorf“, die „Mieter*inneninitiative Europahaus Oberhausen“, „WohnenWagen Köln“ und das Bündnis „Recht auf Stadt Köln“ NRW-Bauministerin Ina Scharrenbach in einem offenen Brief dazu auf, sich in der Landesregierung für eine Verlängerung oder Neuverabschiedung einer sogenannten Umwandlungsverordnung einzusetzen. Bisher hat die Verordnung den NRW-Kommunen die Möglichkeit gegeben, die Umwandlung von Mietwohnungen in Eigentumswohnungen unter bestimmten Voraussetzungen genehmigungspflichtig zu machen. Sollte die Verordnung nicht verlängert werden, wird den Städten und Gemeinden ein wichtiges Instrument genommen, um sich gegen die Verdrängung der ansässigen Bevöl-



kerung zu wehren. Hintergrund: Bauministerin Scharrenbach hat im letzten Jahr eine Überprüfung aller mietrechtlichen Landesverordnungen, darunter auch die Umwandlungsverordnung, angekündigt. Das Ergebnis steht noch aus. Vielen Menschen wird die Wohnung gekündigt, weil sie als Eigentumswohnung mehr Geld bringt. In Düsseldorf bemüht sich daher ein breites Bündnis um ein Bürgerbegehren, damit in besonders betroffenen Stadtteilen sogenannte Milieuschutzgebiete entstehen können, wir berichteten in unserer letzten Ausgabe. Die Unterschriftenlisten zum Bürgerbegehren werden weiterhin in der *fiftyfifty*-Galerie gesammelt. Das Formular gibt es hier zum Download. <https://www.wohnen-bleiben-im-viertel.de/>.



Rudi Becker erhält eine hohe Auszeichnung für seinen unermüdlichen Einsatz für nierenkranke Menschen. Foto: Bundesverband

Verleihung der Ehrennadel des Bundesverbands Niere e.V. an Rudi Becker

(ff). Der Bundesverband Niere e.V. (BN e.V.) hat dem langjährigen *fiftyfifty*-Unterstützer Rudi Becker für sein herausragendes Engagement und seine hohen Verdienste für die Selbsthilfe chronisch nierenkranker Menschen seine Ehrennadel verliehen. Diese hohe Auszeichnung vergibt der BN e.V. nur an herausragende Persönlichkeiten und in besonderer Würdigung ihrer Lebensleistung. Bei Beckers Ehrung wurde betont, dass die Auszeichnung nicht aufgrund langjähriger Tätigkeit und Mitgliedschaft im BN e.V. erfolge, sondern dass es eines besonders vorbildhaften und hervorragenden, ehrenamtlichen Engagements für chronisch nierenkranke Menschen in Deutschland bedarf. **Wir von *fiftyfifty* gratulieren von ganzem Herzen.**



Jan de Vries
Systemischer Coach & Supervisor



- Team-, Fall- & Lehr-Supervision
- Führungs- & Fachkräfte-Coaching
- Persönlichkeits- & Karriere-Beratung

0211 - 37 21 62 Fürstenplatz 5
mail@jan-de-vries.de 40215 Düsseldorf

www.jan-de-vries.de 

Anwaltskanzlei

BODE · ROTH

Arbeitsrecht & Sozialrecht

Tel : 0211 / 626 044 Kühlwetter Straße 49
Fax: 0211 / 626 047 40239 Düsseldorf
email: info@bode-roth.de bode-roth.de



WIR HELFEN TIEREN IN DER NOT!

<p>Geschäftsstelle Fürstenwall 146 40217 Düsseldorf Tel.: (02 11) 13 19 28</p>	<p>Clara-Vahrenholz-Tierheim Rüdigerstraße 1 40472 Düsseldorf Tel.: (02 11) 65 18 50</p>
---	---

Spendenkonten:
(Spenden an uns sind steuerlich absetzbar)

Kreissparkasse Düsseldorf IBAN: DE 11 3015 0200 0001 0409 30	Stadtparkasse Düsseldorf IBAN: DE 92 3005 0110 0019 0687 58
---	--

INVESTITIONEN MIT GROSSER WIRKUNG

- ◆ HEIZUNG
- ◆ LÜFTUNG
- ◆ KLIMA
- ◆ SANITÄR



www.wtk-waermetechnik.de
Obergath 126 · 47805 Krefeld · Tel. 02151 31950



Kfz-Sachverständigen- und Ing. -Büro Renken

Mobil: 0178 – 163 68 82

- Kfz-Schadengutachten
- Kfz-Wertgutachten
- Gebrauchtwagenbewertungen
- Oldtimerbewertungen

AMTLICHE FAHRZEUGPRÜFUNGEN
Hauptuntersuchungen | Änderungsabnahmen | Gas-System-Einbauprüfungen



**BERATUNG UND
SCHUTZ IN
MIETANGELEGENHEITEN**



Oststraße 47
Tel. 0211 16996-0

DMB
Deutscher
Mieterbund e.V.

www.mieterverein-duesseldorf.de
info@mieterverein-duesseldorf.de

GEMEINSAM BEWEGEN WIR AUSSERGEWÖHNLICHES

Deine Unterschrift rettet Leben!
Jede Stimme zählt. Greif zum Stift und **sei dabei.**

Wie Du mit Deiner Unterschrift bedrohten
Menschen helfen kannst, erfährst Du hier:
www.amnesty-duesseldorf.de

SPENDENKONTO
Bank für Sozialwirtschaft
IBAN: DE 233 702050 0000 8090100

**AMNESTY
INTERNATIONAL** 

TausendundeinBuch

Die etwas andere Buchhandlung

Kommen Sie zum Schmökern.
Lassen Sie sich beraten.
Wir finden für Sie das passende Buch.



TausendundeinBuch, Inh. Petra Lorberg
Duisburg-Neudorf, Ostraße 125, Tel. 0203. 356675

SIEH ZU, DASS DU IN DER WELT DER WEISSEN UNSICHTBAR BIST

Mit 28 Jahren kam Ernest Martin aus den USA nach Düsseldorf und wurde hier zum Pionier des Freien Theaters. Vor Kurzem beging er seinen 88. Geburtstag.

In der Tat gab es in den späten Sechzigern außer der provokanten Fluxusbewegung im Bereich der Performance wohl nichts Avantgardistischeres.

Literaturtipp

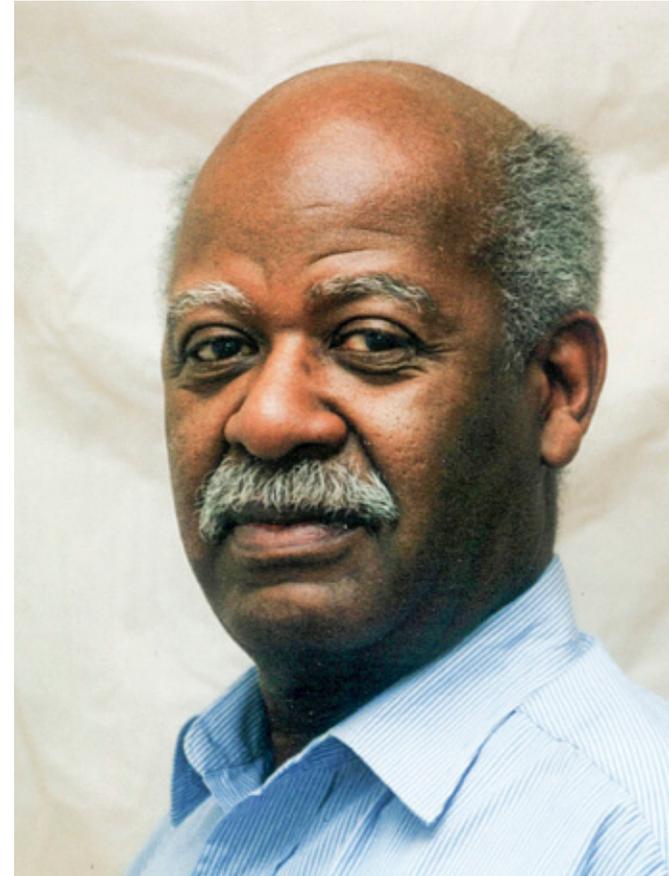
Karl Heinz Bonny (Hrsg.): Freies Theater im Westen. Ernest Martins „Die Bühne“, Düsseldorf. BoD - Books on Demand, Norderstedt, 160 Seiten, ISBN: 978-3-7528-3547-2

So etwas hatte es 1970 in Düsseldorf noch nicht gegeben: Die Zuschauer mussten ihre Straßenkleidung abgeben und sich in weiße Tücher hüllen. Manche gingen aufs Ganze und saßen nackt unter dem poncho-ähnlichen Umhang. Ernest Martin lacht krachend, als er sich daran erinnert. Da auch die Schauspieler in weißen Tüchern auftraten, gab es optisch keinen Unterschied mehr zwischen Publikum und Darstellern. Die Schauspieler sprachen keine vorgefertigten Texte, sondern provozierten spontane Reaktionen. Unter anderem verteilten sie Geräuschinstrumente und Stablampen für Lichtspiele. „*Cerebrum* war eher eine Sensibilisierungsübung als ein Stück“, beschreibt der gebürtige New Yorker diesen postdramatischen Abend. Manchmal lief das Sensibilisierungsspiel so gut, dass alle Anwesenden in einen tranceähnlichen Zustand gerieten.

Fluxuskünstler Josef Beuys fand dieses Theater-Experiment so innovativ, dass er amerikanischen Besuchern empfahl, einen Abstecher in das Studio auf der Volksgartenstraße zu machen. Bereits die vorangegangene Produktion *Kontakt - Contact* hatte Wellen bis nach Hamburg geschlagen. *Der Spiegel* pries die Truppe aus Düsseldorf „als fabelhaftes, sehenswertes Unikum“. In der Tat gab es in den späten Sechzigern außer der provokanten Fluxusbewegung im Bereich der Performance wohl nichts Avantgardistischeres. Dabei arbeitete der 1961 nach Düsseldorf gekommene Theaterreformer ausschließlich mit Amateuren. Zu einer Zeit, da Intendant Stroux am Schauspielhaus das artistische Sprechtheater zelebrierte, etwas Unerhörtes.

Ernest Martin hingegen hatte das „totale Theater“ des Bauhausarchitekten Walter Gropius im Sinn, jede künstlerische Form kann danach Teil des Spiels sein. In New York hatten es ihm auch die spontanen Aktionen des *Living Theatre* angetan; die Bühne als Forum der Selbstbefreiung.

Im Gespräch ist er umwerfend freundlich. Die Sanftheit ist sein Tarnanzug. Mutters Mahnung in den Knochen: „Sieh zu, dass du in der Welt der Weißen unsichtbar bist.“ Martin, 1932 in New York City geboren, wuchs noch in Zeiten der strikten Rassentrennung auf. Schwarzen blieb der Arbeitsmarkt weitgehend verschlossen. Früh suchte er die Nähe zu Subkulturen. An Studentenbühnen in Seattle und am Off-Broadway probierte er sich als Regisseur aus, fühlte sich in seiner Haut aber immer weniger wohl. Die Liebe zu einem Deutschen ermutigte ihn, das rassistische Amerika hinter sich zu lassen. Treffend nennt er seine Autobiographie „Flucht in die Zukunft“, 2018 in dem reich bebilderten Aufsatzband *Freies Theater im Westen* erschienen. Darin beschreibt er humorvoll, wie ihn die relativ freizügi-



Der weite Weg in die Sichtbarkeit:

Ernest Martin.

Foto: Privat

ge Atmosphäre in Deutschland zu einem „anderen Ernest Martin“ machte. Er existierte plötzlich für die Menschen. „Wie oft habe ich nach dem ersten, von mir selbst bestellten Altbier ein „Willkommen-im-Rheinland-Bier“ ausgegeben bekommen.“ Nicht alles lief für den US-Boy so reibungslos. Anfang der 60er Jahre gab es außerhalb der bürgerlichen Kulturtempel keine freie Szene in Deutschland. Seine ersten Workshops bot Martin an Volkshochschulen an. Viele Jahre trat die Gruppe mit ihren Eigenproduktionen in Privaträumen, Kneipen, Gemeindegärten auf. Erst 1984 erhielt Martin mit dem *Jungen Theater in der Altstadt* eine dauerhafte Bleibe und leitete die Spielstätte, in der auch fremde Gruppen und Solisten auftreten konnten, bis 1999. Vielfach wurde *Die Bühne* zu Gastspielen ins In- und Ausland eingeladen, manche Produktion über 100 Mal. Düsseldorf hat dem Pionier des Freien Theaters - in Berlin oder Frankfurt entstanden ähnliche Gruppen Jahre später - viel zu verdanken. Bedankt hat sich die Stadt 1979 mit einem Förderpreis. Das muss genügen für einen, der aus der Freien Szene kommt. **f** Jens Prüss

ACHTUNG:
Alle Werke
auch online!
www.fiftyfifty.de



fiftyfifty

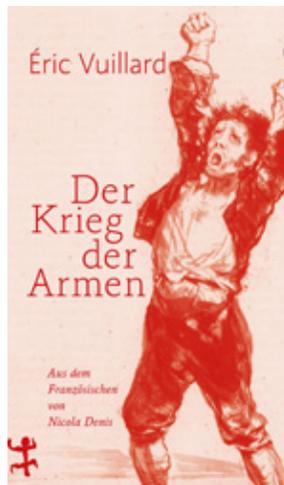
25
Jahre

SAVE THE DATE: 6.11. NRW FORUM.

Der Fall Müntzer

Heiliger Zorn

(oc). Éric Vuillard, der aus Lyon stammende Meister der literarischen Vergewärtigung historischer Ereignisse („Die Tagesordnung“, „14. Juli“), greift ein Kapitel aus der deutschen Geschichte auf, das hierzulande fernab der allgemeinen Erinnerung liegt – den Bauernkrieg vor bald 500 Jahren und speziell die Rolle des revolutionären Predigers Thomas Müntzer. „Sein Vater war gehängt worden. Er war ins Leere gefallen wie ein Sack Körner“, mit diesen Sätzen beginnt Vuillards knapper, eindringlicher Text, Müntzers Weg ist damit bereits vorgezeichnet, der Weg eines wachsenden heiligen Zorns gegen die unmenschliche, gottlose Feudalobrigkeit. Wobei es historische Vorläufer gab, immer wieder, an die Vuillard zunächst erinnert, John Wyclif, John Ball, Wat Tyler und andere in England, Jan Hus in Böhmen, charismatische Anführer der Armen und Entrechteten, die Fürsten und Königen den Krieg erklärten und jedesmal deren blutige Revanche auf sich zogen, so wie es am Ende dann auch, 1525, Müntzer ergehen sollte. Der führt in Allstedt die Messe auf Deutsch ein, „die Massen bemühen sich her“, schreibt Vuillard, „um einen Priester zu hören,



der sich zum ersten Mal in ihrer Sprache an sie wendet. In der Allstedter Kirche spricht Gott auf Deutsch.“ Der Graf von Mansfeld verbietet prompt die Neuerung, und Müntzer reagiert von da an mit immer schärferen Adressen an die hohen Herren, Wenn sie so weitermachen, erklärt er unverblümt, „so wird das Schwert ihnen genommen werden und wird dem inbrünstigen Volke gegeben.“ In der Schlacht bei Frankenhausen dann kommt es anders, das inbrünstige Volk stirbt tausendfach unter den Schwertern und Kugeln des Fürstenheeres. Und Müntzer, 35 Jahre jung, wird geköpft. Auf dass die Leibeigenschaft noch ein paar Jahrhunderte fortbesteht samt weltlicher und kirchlicher Macht & Pracht. *olaf cless*

Éric Vuillard: *Der Krieg der Armen*. Aus dem Französischen von Nicola Denis. Matthes & Seitz, 66 Seiten, 16 Euro

Sachbuch

Ökonomie gegen Populismus

Esther Duflo und Abhijit V. Banerjee, auch privat ein Paar, gehören zu den angesehensten Ökonomen der Welt. Beide bekleiden Professuren am renommierten Massachusetts Institute of Technology (MIT). Weit über die Fachwelt hinaus bekannt wurden sie mit ihren Arbeiten zur Armutforschung. 2019 erhielten sie gemeinsam den Wirtschaftsnobelpreis. Im Licht der Erkenntnisse aus der Armutforschung werfen sie nun einen frischen Blick auf die großen Herausforderungen der Weltwirtschaft: Ungleichheit, Migration, Globalisierung, freier Handel, Umweltschutz. „Es ist ein Buch darüber, wo die Wirtschaftspolitik versagt hat, wo uns die Ideologie geblendet hat und wo uns das Offensichtliche entgangen ist, aber auch wo und warum eine Ökonomie (...) sinnvoll und nützlich ist“, umreißen sie ihr Anliegen. Sie halten ihren Kollegen kritisch den Spiegel vor und verweisen auf deren Versagen durch einen ideologisch verstellten Blick wie z. B. in der Vergangenheit bei der Lehman-Pleite oder derzeit bei der Fundamentalopposition gegen eine höhere Besteuerung der Reichen. Sie appellieren an die Verantwortung der Wirtschaftswissenschaft und fordern eine pragmatische, an Fakten orientierte Ökonomie, die unverzichtbares Wissen zur Lösung aktueller Probleme beitragen kann. Nicht zuletzt ist sie in der Lage, mit Vorurteilen aufzuräumen, die Populisten in die Hände spielen, wie etwa dem, dass Migranten im Niedriglohnbereich Einheimischen die Arbeitsplätze streitig machten. Die Ökonomie kann leicht das Gegenteil belegen und so Populisten den Wind aus den Segeln nehmen: Migration stärkt die Nachfrage und wirkt sich positiv auf das Wachstum aus. Duflo und Banerjee liefern eine engagierte, gleichwohl objektive und ideologiefreie Darstellung auf dem neuesten Stand. Auch wenn der eine oder andere Exkurs verzichtbar gewesen wäre, so ist das Buch doch auch für den Laien gut, sogar spannend lesbar. Einer der wichtigsten Beiträge der letzten Jahre zur Ökonomie und ihrer politischen Verantwortung.

Hans Peter Heinrich

Esther Duflo und Abhijit Banerjee: *Gute Ökonomie für harte Zeiten*. Sechs Überlebensfragen und wie wir sie besser lösen können. Aus dem Englischen von Stephan Gebauer, Heike Schlatterer und Thorsten Schmidt. Penguin Verlag 2020, Hardcover, 560 S., 26 Euro



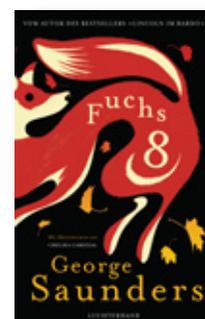
Erzählung

Auf der Suche nach dem Heppi Ent

Lieber Fuchs 8, danke für Deine Geschichte über die Füchse und die Menschen, die Du selbst aufgeschrieben hast, und das, obwohl du die Menschensprache noch gar nicht so lange beherrschst. Toll, wie Du es so schnell gelernt hast, durch geduldiges Zuhören heimlich vor dem Fenster des Hauses, in dem eine Menschenmutter ihren Jungen immer Geschichten vorlas. Du musst Dich auch nicht entschuldigen für die Schreibfehler, die Du machst, ehrlich gesagt sind sie ziemlich witzig, Du schreibst eben, wie Du die Wörter hörst, das machen Mänschenkinder auch nicht anders. Und dass Deine Geschichte kein „Heppi Ent“ hat, dafür kannst Du nix, schließlich erzählst Du doch nur, was da eines Tages passiert ist, als Du mit Fuchs 7, Deinem Freund, aus dieser großen, aus dem Erdboden gestampften Einkaufs-Mall herauskamst und die beiden Bauarbeiter ohne Sinn und Verstand auf Euch losgingen. Deine Geschichte ist ja auch ein Brief an uns Menschen, „ich warte auf oire Antwort“, schreibst Du am Ende, deshalb schicke ich Dir diese Zeilen. Ein Grund, weshalb die Menschen nicht nur Gutes tun, sondern auch viel Schlimmes anrichten, liegt vielleicht darin, dass sie als Kinder nicht alle von ihren Eltern Geschichten vorgelesen bekamen, anders als bei der Mutter, der Du heimlich lauschtest. Bestimmt gibt es noch mehr Erklärungen, die werden Dir andere Leserinnen und Leser, ob groß oder klein, schicken.

oc

George Saunders: *Fuchs 8*. Aus dem amerikanischen Englisch von Frank Heibert. Mit Illustrationen von Chelsa Cardinal. Luchterhand, ca. 56 Seiten, 12 Euro



Wörtlich

„Es wäre absolut wichtig, zur Sachlichkeit zurückzukehren und die Bevölkerung als mündige Bürger zu behandeln statt wie verstörte Kinder.“

Juli Zeh, Autorin und Juristin, im Gespräch mit der „Süddeutschen Zeitung“ über die Politik in der Corona-Krise

„Man redet umsonst von Gerechtigkeit, solange das größte der Schlachtschiffe nicht an der Stirn eines Ertrunkenen zerschellt ist.“

Paul Celan zum 50. Todestag

N

nach Auschwitz ein Gedicht zu schreiben, ist barbarisch“, erklärte Theodor W. Adorno 1949 nach seiner Rückkehr aus dem Exil. Es waren nicht zuletzt jüdische Dichterinnen und Dichter, die Adornos Diktum widerlegen und die Möglichkeit von Dichtung im Angesicht der Shoah belegen sollten. Allen voran Paul Celan: „Es sind noch Lieder zu singen jenseits der Menschen“, heißt es in seinem Gedicht *Faden-sonnen* aus dem Jahr 1965. Mit seiner Lyrik hält Paul Celan dem Diktum von Adorno eindrucksvoll entgegen, dass Kunst nicht verstummen darf, gerade für den sonst namenlos bleibenden Schrecken hat sie das Recht und sogar die Pflicht, einen angemessenen Ausdruck zu finden.

Paul Antschel, der sich erst nach 1945 Celan nennt, wurde 1920 in einem deutschsprachigen, orthodox-jüdischen Elternhaus im damals rumänischen Czernowitz geboren. Die Stadt galt als der jüdisch-christliche Schmelztiegel schlechthin. Namhafte Künstler und Dichter sind hier beheimatet und prägen die kulturelle Stimmung der vielsprachigen Stadt, wie beispielsweise Rose Ausländer (vgl. den Beitrag über sie auf den Seiten 4 und 5 in diesem Heft). Schon früh machte Paul Celan Bekanntschaft mit dem Antisemitismus. Bereits der Gymnasiast erlebte in seiner Heimatstadt judenfeindliche Übergriffe. Als er nach dem Abitur im Jahre 1938 zum Studium der Medizin, später Romanistik mit dem Zug über Berlin nach Frankreich reist, sieht er über der Stadt noch den Rauch der Reichspogromnacht. In einem Gedicht erinnert er sich später an diesen Anblick. Bei Kriegsbeginn kehrt er nach Czernowitz zurück. Als deutsche Truppen in Rumänien einmarschieren, beginnt ab 1941 die Vernichtung der jüdischen Bevölkerung. Celan selbst wird in Arbeitslager interniert und muss Zwangsarbeit im Straßenbau leisten - und entgeht dadurch der Deportation in ein KZ. Seine Eltern werden 1942 verschleppt. Im Herbst desselben Jahres stirbt sein Vater in einem

Lager an Typhus, seine Mutter wird im folgenden Winter erschossen. Nach Kriegsende lässt er sich 1948 endgültig in Paris nieder, wo er die Künstlerin Gisèle de Lestrange kennenlernt, heiratet und die französische Staatsbürgerschaft annimmt.

In Paris schreibt er Gedichte, die ihn weltberühmt machen sollten; hermetische, ungeheuer verdichtete Lyrik, die sich einer einfachen Botschaft, einem vordergründigen Sinn, einer schnellen Konsumierung verweigert; Lyrik, durchzogen von Todesthematik, dem Schicksal des jüdischen Volkes und dem „fernen Gott“. Sein bekanntestes Gedicht, die *Todesfuge*, häufig als „Guernica“ der Nachkriegsliteratur bezeichnet, versucht, das Grauen von Auschwitz in Chiffren zu fassen und geht dafür bis an die Grenze sprachlicher Artikulation. Celan schreibt in der „Sprache der Mörder“ und arbeitet sich an ihr ab. In seiner Bremer Rede hält er 1958 fest: „Sie, die Sprache, blieb unverloren, ja, trotz allem. Aber sie musste nun hindurchgehen durch ihre eigenen Antwortlosigkeiten, hindurchgehen durch furchtbares Verstummen, hindurchgehen durch die tausend Finsternisse todbringender Rede. Sie ging hindurch und gab keine Worte her für das, was geschah; aber sie ging durch dieses Geschehen. Ging hindurch und durfte wieder zutage treten, 'angereichert' von all dem.“ An einen Freund schreibt er: „Ich habe nie eine Zeile gedichtet, die nichts mit meiner Existenz zu tun gehabt hätte. Ich bin, Du siehst es, Realist auf meine Weise.“

In den 1960er Jahren erscheinen weitere Gedichtbände, die Celan auch international zu einem der bekanntesten Dichter deutscher Sprache machen. Gleichzeitig verschlechtert sich sein psychischer Zustand. Zudem fühlt er sich in der Pariser Exilheimat zunehmend einsam. Seiner Jerusalemer Freundin Ilana Schmueli berichtet er: „Ich muss täglich in meine Abgründe hinab. Jeder Tag ist eine Last. Das, was Du „meine Gesundheit“ nennst, kann es wohl nie geben. Die Zerstörungen reichen bis an den Kern meiner Existenz. Man hat mich zerheilt.“ Vor 50 Jahren, im April 1970, wählte er den Freitod in der Seine. **ff** Hans Peter Heinrich



Paul Celan auf einem Passphoto (Ausschnitt) aus dem Jahre 1938.
Foto: Wikipedia

echo



Links Schauspieler Lars Eidinger mit Nobel-Tasche im Aldi-Look - Foto: Benjakon - und rechts fiftyfifty-Mann André mit unserer Fake-Das-war's-Lars-Tasche im Lidl-Look. Foto: Nicole Gehring

Retourtasche

Lars Eidinger wohnt nicht auf der Straße sondern in einer sicherlich recht großen Wohnung im schönen Berlin-Charlottenburg. Trotzdem wollte der Schauspieler gern vor ein paar Monaten den Charme einer Obdachlosen-Schlafstätte borgen. Um dort mit einer Tasche in Aldi-Optik zu posieren ... zum Preis von 550 Euro. ... Die Empörung kam prompt. Und jetzt kommt auch die Retourtasche. „Lars wohnt nicht auf der Straße“ steht auf dem Modell, das das Obdachlosenmagazin *fiftyfifty* entworfen hat. Jute, blau und gelb, Lidl-Optik. Zum Preis von null Euro für obdachlose Menschen, fünf Euro für alle anderen und 551,55 Euro für Lars Eidinger, sagt Redaktionsleiter Hubert Ostendorf, der Eidingers Aktion „perfide“ fand. Als nächstes würde er dann gern mal mit Lars Eidinger über Obdachlosigkeit reden. „Daraus machen wir eine Titelgeschichte.“ ... Nach drei Tagen wurden 700 Taschen verkauft, sagt Ostendorf - ein kleiner Sturm der Liebe.

Süddeutsche Zeitung

Gegenentwurf

Das war nicht der hellste Moment von Schauspieler Lars Eidinger: Um eine von ihm designte Luxus-Tragetasche im Aldi-Look (Verkaufspreis 550 Euro!) zu promoten, posierte er im Januar vor einem schlafenden Obdachlosen. Kritik daran wies er zurück. ... „Er hat die Not der Obdachlosen instrumentalisiert, um Aufmerksamkeit zu kriegen“, sagt Chefredakteur Hubert Ostendorf. „Das war bewusst kalkuliert.“ Die Reaktion von *fiftyfifty* fällt satirisch aus: In Anlehnung an die Lars Eidinger bietet das Magazin nun die Lars-das-war's-Tasche an. „Wir wollten nicht mit dem moralischen Zeigefinger reagieren, sondern mit einem Gegenentwurf“, sagt Ostendorf. ... Eine Reaktion von Lars Eidinger gibt es darauf übrigens noch nicht: „Wir hoffen, dass er sich bei uns meldet und zu unserer 25-Jahre-Feier kommt“, sagt Ostendorf. „Da kann er dann was gut machen.“

Hinz & Kunzt

Die Lars-das-war's Tasche gibt es hier www.fiftyfifty-galerie.de/shop für nur 5 Euro.

Foto: Peter Lauer



zahl

1,5 Millionen Euro

verdienen Männer in Westdeutschland durchschnittlich im Laufe ihres Berufslebens. Frauen kommen auf rund 830.000 Euro. Im Osten ist das Verhältnis ähnlich: Männer kommen dort im Schnitt auf ein Lebenserwerbseinkommen von 1,1 Millionen Euro, Frauen auf 660.000 Euro. So das Ergebnis einer aktuellen Studie der Bertelsmann Stiftung. Diese Zahlen belegen zum einen, dass die Spaltung am Arbeitsmarkt auch 30 Jahre nach der Wende noch anhält, zum anderen dokumentieren sie, dass Frauen in ihrem Arbeitsleben nur halb so viel verdienen wie Männer. Die Gender Pay Gap, der Unterschied beim Bruttostundenlohn, der nach Angaben des Statistischen Bundesamtes 2019 bundesweit bei 20 Prozent (und damit deutlich höher als in vielen anderen europäischen Ländern) lag, ist dafür nur ein Grund. Vor allem Mütter sind betroffen. Vermehrte Teilzeitbeschäftigung von Frauen sowie längere Auszeiten machen rund die Hälfte der Einkommensunterschiede zwischen Frauen und Männer auf Lebenszeit aus. Kinderbetreuung und die Pflege Angehöriger spielten hier eine wesentliche Rolle, so das Ergebnis der Studie. *hph*

Für *fiftyfifty* in Aktion

(ho). Irgendwo in einem Hauseingang in Düsseldorf. Obdachlose, derer sich unser Streetwork-Team annimmt - gerade jetzt, in der Corona-Krise. Das Housing-First-Konzept von *fiftyfifty* bringt Menschen ohne jede Chance direkt von der Straße in Apartments, die durch Spendengelder gekauft werden. Hier erhalten die dann nicht mehr Obdachlosen einen ganz regulären Mietvertrag - für immer. Kann das klappen? Wir haben gezeigt: Ja. Von 60 Menschen, die wir in der letzten vier Jahren von der Straße geholt haben, haben es 57 geschafft; manche sind sogar wieder in Arbeit. Wir bitten dringend um Spenden für Housing First. Denn jeder Mensch braucht ein Zuhause. Foto: Hubert Ostendorf

Impressum

Herausgeber:

- Asphalt e.V. Düsseldorf
- Caritasverband Krefeld e.V.
- Caritasverband Frankfurt/Main
- Verein für Gefährdetenhilfe gemeinnützige Betriebs-GmbH
- Verein für Gefährdetenhilfe, Bonn
- SKM Mönchengladbach-Rheydt

Redaktion, Verlag und Vertrieb:

fiftyfifty
Jägerstraße 15, 40231 Düsseldorf,
Fon 0211-9216284 Fax 0211-9216389
www.fiftyfifty-galerie.de
info@fiftyfifty-galerie.de

Hubert Ostendorf (v.i.S.d.P.)
Kultur: Olaf Cless
Politik, Internationales:
Hans Peter Heinrich
Zeitgeschehen: Arno Gehring
Titel-Foto: pixabay

Lokalstellen

- Bonn: Susanne Fredebeul
0228 - 9857628

- Regionalbüro Duisburg
Franziska Boy:
0152 - 26711005

- Bergisches Land:
Angela Salscheider:
0212 - 5990131

Gestaltung:

www.d-a-n-k-e.com

Druck:

Rheinische DruckMedien GmbH

Anzeigen:

Anzeigen geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!
fiftyfifty, 0211-9216284
Verbandschaltung (zusammen mit anderen Straßenzeitungen):
<http://strassenmagazine.net>

fiftyfifty-Galerie:

Öffnungszeiten:
Mo-Sa 14-17 Uhr u. nach Vereinbarung
info@fiftyfifty-galerie.de

streetwork:

Oliver Ongaro, 0171-5358494
fiftyfifty.streetwork@x-pots.de

fiftyfifty ist Mitglied im:

Paritätischen Wohlfahrtsverband
und im International Network of Street Papers (INSP)

Weitere *fiftyfifty*-Projekte:

www.fiftyfifty-galerie.de/projekte/

Die Kunst zu helfen.



fiftyfifty lädt alle
Leserinnen und Leser
herzlich zur Eröffnung
der großen Benefiz-
Jubiläums-Ausstellung
ins NRW-Forum.

Save the date:
6.11.2020

fiftyfifty

